KULTUR

Verleihung ohne Publikum
Herbert Köfernimmt Goldene Henne entgegen **Seite 24**

AUSGEPRESST

Von Janina Fleischer

Schrei mal wieder

Zu den Irrtümern der 80er gehört die Hoffnung auf Beständigkeit. 1982 warb die Deutsche Post mit dem Slogan „Briefe sind unvergänglich. Schreib mal wieder …“ für ihre Dienste. In der noch viele Jahre währenden Wartezeit auf eine erste E-Mail simulierten Schulterpolster Stabilität, worauf die 90er vor allem als ästhetischer Protest zu deuten waren.

Nun werden wieder Briefe geschrieben. Im Inhalt (so hieß Content in den 80ern) sind sie voller Frust, Entsetzen, letzter Hoffnung. Die Direktoren großer Kunstmuseen haben einen offenen Brief verfasst, auch der Verband der Tanzschulen, bayerische Intendanten, Kinobetreiber und der Künstler Helge Schneider. Sie alle zeigen sich in Sorge um die Kultur, für die ein erneuter „Knockdown“, wie es der Berliner Chefdirigent Kirill Petrenko nennt, eine „echte Katastrophe“ ist, wie Monika Grütters formuliert.

Dass der Kulturstaatsministerin wie auch den Kulturministern der Länder beim Protest gegen das Unerhörte nur Buchstaben zur Verfügung stehen, und seien sie auch noch so mahnend arrangiert, dämpft den Glauben an das Wort. Wäre da nicht der Brief von Helge Schneider, zugestellt auf Facebook. Er hat sich direkt an Olaf Scholz gewandt mit der Bitte, für die 75-prozentige Umsatzausfallwiedergutmachungszahlung nicht den November 2019 heranzuziehen, sondern den Jahresdurchschnitt.

Und was macht der Bundesfinanzminister? Er macht's. Selten entsteht aus einem offenen Brief eine Korrespondenz, die zu Hoffnung berechtigt. Darauf nämlich, aus Kulturprotest eine Protestkultur für und mit Beständigkeit zu machen: Schrei mal wieder …

TAGESTIPP

Unter dem Motto #wirschreibenzuhause hatte Sebastian Fitzek im ersten Lockdown zum Schreibwettbewerb aufgerufen. Bestsellerautoren wie Charlotte **Link**, Ursula **Poznanski**, Frank **Schätzing**, Michael **Tsokos** und **Fitzek** selbst haben sich beteiligt. Die **„23 Quarantäne Kurzkrimis“** sind bei Droemer unter dem Titel **„Identität 1142“** erschienen (*336 Seiten, 20 Euro*).

IN KÜRZE

Zehntes Nummer-eins-Album für Die Ärzte

Baden-Baden. Die Ärzte haben sich mit ihrem neuen Album „Hell“ direkt an die Spitze der deutschen Album-Charts gesetzt. Es ist bereits das zehnte Nummer-eins-Album der Berliner Punkband. Bela B, Farin Urlaub und Rodrigo Gonzalez ließen „The Boss“ Bruce Springsteen hinter sich, der mit „Letter To You“ an zweiter Stelle in die Charts startet. Als weitere Neueinsteiger folgen Pur („100 % Das Beste aus 40 Jahren“), Eisbrecher („Schicksalsmelodien“) und Joe Bonamassa („Royal Tea“) auf den nächsten Plätzen.

85 Meter lange Plakatwand erinnert an Helmut Newton

Berlin. Mit einer 85 Meter langen Fotowand wird seit Freitag in Berlin Kreuzberg (Köpenicker Straße) an den 100. Geburtstag des Fotografen Helmut Newton (1920–2004) erinnert. Zudem zeigen 250 Leuchtkästen in der ganzen Stadt Aufnahmen des am 31. Oktober 1920 in Berlin als Helmut Neustädter geborenen Newton. Auf Nacktaufnahmen haben die Organisatoren verzichtet. Die bis zum 8. November plakatierte Fotowand zeigt vor allem Modefotografien, Porträts und Landschaftsaufnahmen.

Filmfestival Cottbus wird auf Dezember verschoben

Cottbus. Das 30. Filmfestival Cottbus wird um einen Monat auf Dezember verschoben. Es soll nun vom 8. bis 13. Dezember stattfinden und nicht wie ursprünglich geplant vom 3. bis 8. November. „Wir möchten unserem Publikum den Besuch des Festivals in den Cottbuser Kinos ermöglichen“, begründete Andreas Stein, Geschäftsführer von pool production, die Verschiebung. Etwa 200 Filme konkurrieren um Preise im Gesamtwert von 72 000 Euro und die Preisskulptur „Lubina“ (sorbisch: die Liebreizende).

Die Tauben sind geflogen

Bei der Dokwoche wurden gestern Goldene und Silberne Tauben sowie zahlreiche andere Preise vergeben, bei mancher der Ehrungen musste man sich allerdings die Augen reiben.

Von Norbert Wehrstedt

Es war alles wie immer. Es war alles ganz anders. Die Tauben flogen am Ende wie seit Jahrzehnten. Nur: Die Taubengewinner waren gestern im Cinestar 4 abwesend. Aber wenigstens kam die Leipziger Dokwoche noch an ihr Ende – bevor die Kinos heute ein zweites Mal schließen.

Ein Jahrgang also wie nie zuvor. Es gab keine Trockenübung. Es gab nur Hygienekonzept und Hoffen. Im ersten Jahr von Christoph Terhechte liefen weniger Filme (beabsichtigt), aber flogen keine Gäste ein (besondere Umstände). Filmemacher saßen daheim und wurden ins Kino zugeschaltet, Jurys sichteten zu Hause und schalteten sich zusammen. Alles digital. Nichts persönlich analog. Bis zur gestrigen Preisverleihung.

Die eine lief online pur, die andere, die mit den Goldenen und Silbernen Tauben, gab es im Kino. Nicht am Sonnabend (wie lange üblich), sondern am Sonntag (weil die letzten Wettbewerbsfilme erst am vorhergehenden Abend zu sehen waren). 22 Preise gab es insgesamt, das Preisgeld lag bei 55 000 Euro. Weniger als sonst. Nicht alle Sponsoren waren nach dem Frühjahr flüssig.

Was fiel auf? Sehr schmerzlich, dass Polen fehlte. Jene Qualitäts-Kinematografie, die im Spiel-, im Dokfilm und in Serien („Im Sumpf“, Netflix) seit Jahren führend in Europa ist. Auch aus Skandinavien kam so gut wie nichts. Eine jener Regionen, in der das filmische Erzählen noch wirklich gepflegt wird. Stattdessen zu viel aus frankophonen Landen, wo – mit Ausnahme von Belgien – die Mittelmäßigkeit sich eingerichtet hat. Überragend in diesem Jahr: das Dokumentarkino aus Deutschland. Dass ausgerechnet eine der schwächeren Produktionen im langen Wettbewerb international landete („Girls/Museum“), ist wohl lokalen Erwägungen zuzurechnen.

Auffällig gerade in diesem Jahr: die handwerkliche Unsicherheit mit den plötzlich und ohne dramaturgische Struktur aus dem Off gestellten Fragen. Das ist Fernsehen. Das grassierte schrecklich. Das traf sicher nicht nur Puristen. Da kommt man dann nicht umhin, „Rift Finfinnee“ von Daniel Kötter (Deutscher Wettbewerb, Thema: Urbanisierung um Addis Abeba) noch einmal herauszuheben. Das war ein grandioser cineastischer Wurf. Die Jury erwies sich als blind für so viel Kino. Zum Glück gab es bei der Defa-Stiftung Sehende: 4000 Euro und ein Förderpreis. Die Goldene Taube im Deutschen Wettbewerb ging stattdessen an „Lift like a Girl“ von Mayye Zayed über Mädchen, die in Alexandria unter freiem Himmel auf einem lauten, staubigen Platz Gewichtheben bei einem wirbeligen, alten Trainer üben. Die Art Dokfilm, die immer ankommt, wenn man im Kleine-Prinz-Modus wertet, also mit dem Herzen sieht statt mit den Augen.

Goldene Taube und Preis Interreligiöse Jury: „Downstream to Kinshasa“. FOTO: DOKWOCHE

Publikumspreis und MDR-Preis: „A New Shift" (Tschechien) von Jindřich Andrš. FOTO: DOKWOCHE

Was in einem gewissen Sinn auch auf „Downstream to Kinshasa“ von Dieudo Hamadi zutrifft – der Goldenen Taube im Langmetrage-Wettbewerb. Die Kamera begleitet Versehrte des Sechs-Tage-Krieges zwischen Ruanda und Uganda im Juni 2000 in Kisangani (östlicher Kongo), die seit fast 20 Jahren auf einst zugesagte Hilfe warten und nun voll Zorn aufbrechen, um Politiker in der Hauptstadt an ihre Versprechen zu erinnern. Ihre Wut trägt die Reise-Doku – und ein Stück, in dem sie ihre Leiden auf die Bühne bringen. Ein nobler Film, gepreist auch von der interreligiösen Jury.

Etwas verwirrt die Augen reibt man sich angesichts der Silbernen Taube (lang) für den unfertigen „The Poets visit Juana Bignozzi“ von Mercedes Halfon. Das zugeredete Kramen im Nachlass einer Dichterin durch eine junge Dichterin. Einer jener Filme, die stolz den müden Charme einer langweilenden Allerwelts-Video-Produktion vor sich hertragen. Dafür aber auf so etwas wie erzählerische Idee und Finesse verzichten. Die Jury stellte, man glaubt es kaum, eine Nähe zur französischen nouvelle vague fest – offenbar im Vertrauen darauf, dass sich kaum jemand an die erinnert. Oder sich darin etwas auskennt.

Erstmals gab es mit dem „Goldenen Schnitt“ einen Publikumspreis. Der landete bei „A New Shift“ von Jindrich Andrš, einem Absolventen der Prager Filmhochschule Famu, auf der die Tschechische Neue Welle der 60er losbrach. In deren Geist beobachtet er – mit hinterlistig gestreuten Zwischentönen – das Entstehen einer neuen Arbeiterklasse. Tomas aus Ostrava jedenfalls steigt, nach 24 Jahren unter Tage, in die IT-Branche ein. Der MDR gab seinen Preis ebenfalls an dieses Porträt.

Das Goethe-Institut ehrte das ansehnliche Porträt einer christlichen Nonne in der islamischen Ost-Türkei („Die Wächterin“), die Kritikervereinigung die Puppen-Animation „Vicenta“ (Hin und Her um die Vergewaltigung einer Behinderten), ver.di „80 000 Schnitzel“ um einen überschuldeten Familien-Hof, den eine junge Biologin übernimmt.

Das Schöne: Im Dokwoche-Trailer fliegt, etwas zu versteckt, wieder eine Taube. Angesichts des Kartonage-Plakats musste man ja schon befürchten, es würden bald Goldene und Silberne Kartons vergeben.

DOK online

DOK Leipzig fand in diesem Jahr als Hybrid-Format mit einem Kino- und einem Online-Programm statt. Ein Großteil der Filme steht nach der Festivalpremiere für zwei Wochen online als Video-on-Demand zur Verfügung.
www.dok-leipzig.de

Die DOK Spotters über „Eine einsame Stadt“

Isoliert, unverstanden, niedergeschlagen – diese Stimmungen hat jeder von uns schon mal erlebt. Es scheint schier unmöglich, allein etwas daran zu ändern. Aber muss das bedeuten, dass Einsamkeit etwas Endgültiges ist?

Inmitten von 3,8 Millionen Menschen, zwischen Clubs und Bars, dort wo das Leben pulsiert: Berlin ist Partymetropole, und doch porträtiert Nicola Graef in ihrem Dokumentarfilm „Eine einsame Stadt" verschiedene Facetten der Einsamkeit, einmal quer durch die Bevölkerung. Egal ob alt oder jung, verheiratet oder alleinerziehend: Dieser Film lässt die sonst ungehörten Stimmen zu Wort kommen, gibt Raum zum Nachdenken und zeigt das bedrückende Gefühl.

Doch Einsamkeit gibt es nicht nur in Berlin. Auch die Kinobesucher der Weltpremiere des Films bei DOK Leipzig haben ihre ganz eigene Vorstellung von diesem Gefühl: „Einsamkeit macht hilflos“, sagt eine junge Frau. Eine andere findet: „Alleinsein ist okay, einsam ist definitiv und nicht so schnell veränderbar".

Das Gefühl von Einsamkeit macht sich auch beim Betreten des Kinosaals breit, als wir feststellen müssen, dass wir die Besucher an einer Hand abzählen können. Corona hat viel verändert – für alle Kulturschaffenden, die Kinos und auch für uns selbst. Plötzlich werden aus persönlichen Gesprächen WhatsApp-Nachrichten oder Video-Calls. Die innige Umarmung muss dem Ellenbogen-Check weichen. Intimität ist für uns ein Luxusgut geworden.

Obwohl es heute so einfach ist wie nie zuvor, mit anderen Menschen in Kontakt zu treten, machen die sozialen Netzwerke manchmal einsamer. Wir wollen teilhaben und Zeit mit unseren Freunden verbringen. Doch stattdessen sitzen wir allein zu Hause und starren auf unsere Smartphones. Wir haben das Gefühl, etwas zu verpassen, fühlen uns abgespalten und bedrückt. Aber diese Einsamkeit ist keinesfalls endgültig, es gibt Hilfe und Wege hinaus. Das vermittelt auch „Eine einsame Stadt" und gibt damit eine hoffnungsvolle Perspektive. Das können wir gut gebrauchen: Der nächste Lockdown steht vor der Tür.

Pia und Marlen schreiben für die DOK Spotters, die Jugendredaktion von DOK Leipzig

Info www.dok-spotters.de

Gottes Umfragewerte

Puppenspiel-Legende Neville Tranter gastiert mit „ Babylon“ im Leipziger Westflügel

Von Dimo Rieß

Möwengeschrei kommt aus den Lautsprechern. Aber beschauliche Hafenatmosphäre macht sich nicht breit. Ein letztes Schiff wird ablegen, das Schleuserboot nach „Babylon“. Und es bietet nicht genug Platz für alle Flüchtlinge.

„Babylon“ – in der Inszenierung von 2017 setzt sich Puppenspieler Neville Tranter mit dem Schicksal von Tausenden von Flüchtlingen auseinander. Und mit einem mit sich selbst ringenden Europa, zerrissen zwischen moralischem Anspruch und Abwehrreflex. Dass daraus eine humorvoll satirische Inszenierung entstehen kann, die große Gedanken wälzt, zeigte Tranter in seinem Solo mit acht Klappmaulpuppen am Freitag und Samstagabend im Westflügel.

Tranter, gebürtiger Australier, seit Jahrzehnten mit seinem „Stuffed Puppet Theatre“ in den Niederlanden zu Hause, gehört zu den Größen des Genres. Er hat Generationen von Puppenspielern geprägt, darunter Nikolaus Habjan, mit dem er bei der gerade abgesagten euro-scene einen Duo-Abend spielen sollte.

In „Babylon“ mischt sich Gott endlich wieder ein. Leider erfolglos. Und nur als Puppe geführt von Neville Tranter. FOTO: WIM SITVAST

Tranter setzt seine Puppen wie Schauspieler ein, legt ihre Psyche offen, lässt sie unermüdlich plappern, leiden, hoffen, die Handlung vorantreiben. Ein schauspielerischer Kraftakt permanenter Rollenwechsel. Tranter erzählt noch Geschichten. Geschichten, die schon in der Werkstatt beginnen, wenn die Puppen Form annehmen und als grimmiger Kapitän oder unschuldiger Schwarzer Flüchtlingsjunge den Weg auf die Bühne finden. Oder eben als ein Gott, der altersverwirrt durch den Himmel tappst, begleitet von Erzengel Uriel mit Bürokraten-Gesicht. Oder Jesus, der aussieht wie ein Alt-Hippie.

Inhaltlich geht es um den Kapitän, der Geld will, Flüchtlinge, die auf das Boot drängen und himmlisches Personal, von dem man erwarten möchte, endlich einzugreifen. Die Gefahr, dabei in plakative Fahrwasser zu geraten, entschärft Tranter souverän, indem er seine Figuren ambivalent auflädt. Nicht mal der knurrige Kapitän ist so eindeutig, wie er auf den ersten Blick scheint. Er brüllt Menschen nieder, um nichts von deren persönlichen Schicksalen zu erfahren. Tranter überspitzt mit ihm den gängigen Wegschau-Mechanismus. Uriel steht für die politische Kaste. „Laut Statistik bist du populärer als je zuvor“, hält er Gott vor, der mit dem Geschehen auf Erden hadert. Der greise Gott – das lässt der Abend in der Schwebe – erinnert sich seiner Allmächtigkeit nicht oder hat sie nie besessen.

Der respektlose Umgang mit Gott und Jesus, die Vater-Sohn- und Jesus-Teufel-Debatten (Teufel: „Du redest schon wie dein Vater“) und die Missverständnisse, wenn sie auf Menschen treffen, sorgen für Komik. Jesus darf am Ende nicht auf das später sinkende Schiff. Weil sein Schaf Binky nicht an Bord gelassen wird. Das Schäfchen rettet den Hirten, nicht umgekehrt.

Tranter bietet keine Lösungen an und wedelt nicht mit dem moralischen Zeigefinger. Aber er sticht unterhaltsam in die Lethargie-Blase, die sich über die kollektive Hilflosigkeit gelegt hat.

Schriftsteller Jan Myrdal gestorben

Jan Myrdal. FOTO: DPA

Der schwedische Schriftsteller Jan Myrdal ist tot. Er starb am Freitagvormittag im Alter von 93 Jahren.

Myrdal wurde am 19. Juli 1927 in Stockholm geboren und erlebte seinen Durchbruch als Autor 1963 mit dem Buch „Rapport från kinesisk by“ („Bericht aus einem chinesischen Dorf“). Als Kolumnist schrieb er für verschiedene schwedische Zeitungen und gründete Anfang der 70er Jahre die linke Zeitschrift „Folket i Bild/Kulturfront“.

Myrdals Werke waren immer auch politisch. Er habe weniger literarischen Ruhm gesucht als vielmehr politische Wirkung, um sich für eine bessere Gesellschaft und eine bessere Welt einzusetzen, schrieb die frühere Vorsitzende der Myrdal-Gesellschaft, Cecilia Cervin, in einem Nachruf. Sein Werk sei nicht nur im Umfang, sondern vor allem qualitativ groß.